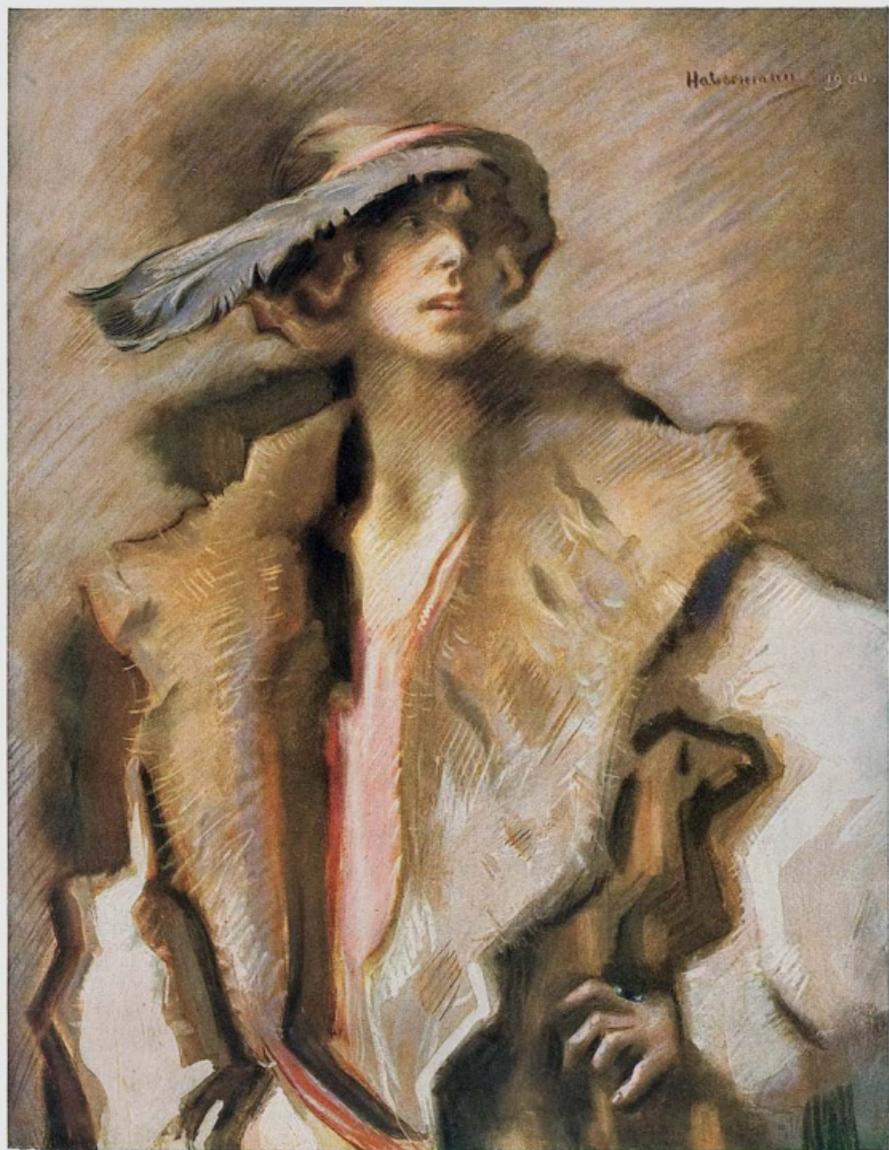


J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 47



Franzi

H. v. Habermann t

HERBSTLICHE ODE

VON H. CHRISTIAN SARRAZNI

Noch immer blüht die Wolken in zartem Licht,
Der Wind hängt, sanfter tönend, im Laubgewölbe,
Und aus dem aufgetanen Himmel
Rinnt noch wie Sommers die kühle Bläue.

Doch früher geht der goldne Tag hinab.
In Nebelnächten fröstelt das leere Haus,
Wenn wir bei stiller Lampe sitzen
Und in vergilbten Gesängen lesen.

Vielleicht schon morgen raschelt der Fuß im Laub,
Die Stürme klirren höhnend in unsern Schlaf!
Unendlich stürzt der Regen nieder;
Trauriges nistet in schwarzen Zweigen.

O bald ist Winter, Freunde, das Licht erfriert.
Wir werden stumm im gläsernen Wellenhaus,
Und wie erblindet schläft die große
Nährnde Flamme vergangner Sommer.

MANDOLINENLIEDCHEN

Von Wilhelm Auffermann

Illustriert von Rubey



Es war ein unendlich fröhlicher Morgen, den der Himmel niedergesetzt hatte. Seit Sonnenaufgang zwischerten kleine Sängere in den grünen Blätterhallen der Kastanienallee, und die langgestreckten gelben Gebäude am Ende zwischen Estrasse und Bahndamm glänzten mit ihren roten Dächern vor Freude. Das Fröhlichste im Umkreis aber war die alte Estrassenmusikantin Nikla mit ihrer Mandolinennuß. All die vielen finstertroffenen Männer, die jungen und alten Frauen mit von Arbeit vermissten Augen, alle blieben ein Momentchen bei der alten Nikla stehen. Warden hell. Sangen den Refrain mit. Nikla spielte immer abwechselnd zwei Liedchen von 'Menschenlieb' und 'Menschenrett'. So ziemlich von gleicher Melodie und eigentlich ohne richtigen Refrain mit Worten. Es war mehr ein taktmäßiges jartliches Orsumme, das die Bewegungen ihrer zupfenden Finger begleitete, bis diese den passenden Schlusssakkord gefunden hatten.

Geanina sang auch mit. Und bald kamen Gija, Eufebio, Maria und alle die anderen. Die Liedchen flogen ihnen entgegen. Setzten sich auf ihren Lippen fest. Auch sie blieben stehen. Als sie dann weitererschleuderten, nahmen sie die Melodie in die Fabrik mit, wie einen Hauch, der von draußen grüßt. Zum zweiten

Male heulten die Fabrik sirenen. Noch ein Solde, sicher der letzte, fiel in Niklas Bleedtellerehen, ihr Glockenspiel, und sie schlug beschaunt und beglückt die Augen nieder. Sie zupfte noch ein wenig die Mandoline für sich selbst, schloß schließlich die Augen ganz und blieb unbeweglich wie eine Statue auf ihrem Postfüßchen sitzen. Aber wie eine Statue, die

plötzlich durch die Zaubermacht der warmen Sonnenstrahlen laut und raschend schnarchen kann.

Zwei Estrassenjungen kamen mit einer Schurc samt Angelhaken angeflichen, rollten die Schurc ab und streckten den Haken vorsichtig in Niklas Musikinstrument. Stellten sich ein gut Stück weiter weg hinter eine dickstämmige Kastanie und wackten die alte Musikantin auf barbarische Weise: Die Mandoline zappelte plötzlich auf Niklas Schoß, flog auf und davon. Häpste schrillend über das Estrassenpflaster. Und zwei seeben noch schlafende Augen öffneten sich weit und erschreckt.

Nikla war keine Freundin von solchen Ehergen. Wie eine Heine, die den Todesstöß erhebt, geterte sie auf. Ihre quabbeligen Arme schwingend lief sie mit großen Sprüngen auf die Knaben zu. Auch die Knaben schrien wie am Epief, und verstanden, eine geboigte Geschwindigkeit zu entwickeln. Nur eines war in ihrem schon vorher zurechtgelegten Fluchtplan nicht bedacht worden: Als die wilde Jagd den Bahndamm aufwärts tollte, brauße ein Jag über das Geleise.

Unteroffen fand Geanina in einem der Fabrikfäle an der Maschine und sang. Ein Luch um den Kopf geschlungen, den Rücken gekrümmt. So sang sie. Auch Maria, Eufebio und die anderen suminten das Liedchen mit,



Das eigentlich nur der alten Rilka gehörte. Maschinen ratterten den Lakt viel zu schnell dazu. Da kloppten ganz allige Holzschibe in den Coal hinein, Gjija. Leichenbläß rief sie etwas. Kust es noch einmal. Die Maschinen ratterten leiser, Noch leiser. Da stand Dreffe vor ihr: „Du Gjija sagt... ein Knabe soll überfahren sein!“ stotterte er.

Die Frauen liefen zusammen. Begriffen das nicht sofort. Aber da kam auch der Werkführer atemlos daher und stammelte Oeanina zu: „Draußen wurde ein Knabe überfahren.“ Und nun wußten es alle sofort: Das ist eines der Kinder Oeaninas. „Madonna!“ schluchzten sie auf. Es ging ihnen in alle Glieder. Nur Oeanina, die alles anging, stand lenlos und gatternd da — und während sie die Lippen, die noch eben das Lächeln summt, langsam, ganz langsam schließt, schaut sie Dreffe, schaut sie den Werkführer an, schaut sie Cusjio und Gjija an. Langsam, ganz langsam, es war schrecklich. Dann streckte sie die bleischwarzen Arme aus: „Madonna mia!“

Am nächsten Tage wußte das ganze Städtchen den Hergang des Unglücks. Daß die Rilka die zummen Jungen den Damm hinaufgehört hatte und der eine der beiden in die Räder der Lokomotive hineingeraut war. Alle waren voll Mitleid mit Oeanina. Sie trösteten sie, jeder auf seine Art. Aber die lieblosen Worte: „Ja, die Rilka jagte ihn“, oder „Es hätte doch eigentlich den Zug hören müssen, er pfeift doch“, „der arme Junge, wenn nicht die Rilka“ — mußte eben doch ein jeder anbringen. Rilka hörte das alles und die Spitzen ihrer Finger drückten und zupften so heftig die Saiten der Mandoline, daß die Bewegungen der Hand fast schmerzhaft wirkten. Es spielte das Viechen von Menschenlieb' und Menschen-treu' viel zu schnell und die weißen Haare hingen ihr über die weachbleichen Wangen. Gjija kam und ging schmähend an ihr vorbei. Cusjio, Mlarra, alle, alle kamen — und gingen schmähend an ihr vorbei. Niemand blieb stehen. Mit trockener Kehle und verklärtem Blick sah Rilka ihnen nach. Und dann, dann kam Oeanina — und viel grausamer als die Wortwürfe der anderen war es, daß sie keinen einsigen hatte. In die Knie wolle sie die alte Rilka sinken und bitten: „Gag' auch du, daß ich Schuld habe, jag es — aber recht.“

Als Rilka sich ährend vom Bassisthülsen erhob, hatte noch kein einzigesmal ihr Glockenspiel geklämpert. Aber alle Verbrechen und Sünden der ganzen Welt waren ins Bleichtellerchen gefallen und sie mußte sie in der Brust und auf dem alten Buckel miterschleppen. Mußte sie ins entlegene Gäßchen der Stadt, in die Via Can Giorgio, mitnehmen, wozu sie sich mit dem Stäbchen, der Mandoline und ihren beiden Viechen flüchtete. In der Kaffeehalle ließ sie sich nicht mehr bieten. Professen den Säcken einer Herria und einer Fleischhackerin sah die alte Rilka nun — dachte tagaus, tagein stets dasselbe und durchlebte jetzt alle Stufen der Schlaflosigkeit. Sengen konnte sie nicht mehr. Sie lebte statt dessen den Kopf zurück, schloß die Augen halb und gab sich ganz den zimperlichen Tönen der Saiten hin. In ihrem Aussehen lag deutlich



die Erinnerung an namenlose Schuld.

Es fämmte überhaupt nicht mehr mit der Rilka. Sie versammelte die Straßengelend der umliegenden Gassen um sich, und die lachten sie an, je nach der Größe der Zuckerteile in ihrer Hand. Sie mußte die Knaben genau: einer von ihnen konnte vielleicht doch Oeaninas Junge sein! Er verschwand damals so plötzlich. Sie wollte ihn doch gar nicht töten! Das alles gab's ja gar nicht.

Wollte so ein Bengel schnell an ihr vorbeilaufen, dann schmeichelte und lockte sie ängstlich: „Ich habe etwas für dich, mein Junge! ... Ich gebe dir meine Mandoline... Da, nimm sie, ich geb sie dir! Aber lauf nicht, mein Junge, gleich pfeift der Zug!“

Dann kamen die Mütter oder Väter der Kinder und brachten die Mandoline zurück, und noch wußte dazu. Rilka aber kaufte den Kindern Zuckerveck und wartete auf den Knaben Oeaninas. Wartete, daß ein Zug pfeifen würde, um dem Knaben den Weg abzuschneiden.

So verging der Sommer. Und der Herbst



verging und der Winter nahte. Da hatte zufällig Dreffe in der Via Can Giorgio zu tun, und fest ging er an Rilka vorbei. Erst an den beiden Viechen erkannte er sie. Sie suchte noch immer so lange nach den passenden Schlafloskochen. Er sagte ihr, sie solle doch wiederkommen. Man habe vergessen, und ihre Schuld sei es ja eigentlich auch nicht gewesen. Sie blickte ihn erstaunt an, als müßte sie sich erst an etwas erinnern. Coagte dann ja und kam.

Es war ein heiterer Tag. Die Freude der Menschen passte so recht dazu. Gjija sang mit. Dreffe und Cusjio sangen und viele andere. Es war mehr ein taktmäßiges Gesumme. Schon von weitem waren ihnen die Viechen entgegenzuziehen und hatten sich auf ihren Lippen festgesetzt, die verkniffenen Gesichter erhellte. Das Glockenspiel klämperte. Und auch Rilka sang. Freilich, so wie früher nicht mehr.

Nur Oeanina kam nicht.

In der Fabrik machte man Oeanina Bortwürfe, weil sie einen großen Bogen um die alte Rilka geschlagen hatte. Sie wollte die Alte nicht sehen. Gjija setzte ihr fest zu.

Da piff lang und schrill von draußen eine Lokomotive. Piff so anhaltend, als ob sie weine oder heule. Man horchte auf. Sah sich an und erblickte.

Da kam auch schon der Werkführer gelaufen und noch ein Arbeiter. Auch Oeanina deckte sich um und stellte ihre Maschine ab.

Der Werkmeister steht vor ihnen: „Ein Knabe überfahren!“

„Ein Kna — be! Aber — fahr —!“ stotterte Gjija, der Dreffe und ein junges Mädchen. Keenont es nicht faßen.

Da verzerrte sich Oeaninas Gesicht, ihre Augen flackerten: „Die ver — fluchte Rilka!“ schrie sie und stürzte wie eine Fressmüge zur Türe hinaus. Auch die anderen: „Das verdammte Bettelweib!“ Sie rannten hinter Oeanina her. Der eine hatte noch schnell einen schweren Schraubenschlüssel aufgeschnitten, der andere einen Hammer. Schrien immer wieder: „Verdammt! Verdammt!“

Auf dem Gelaße stand eine Gruppe Leute. Da war auch die alte Rilka, denn unten hatte man nur die zerstellte Mandoline im Straßensaß gefunden. Ihre Leiche lag quer über dem Gelaße und blutete schecklich. Aber oben sprach der Lokomotivführer auf einen kleinen Jungen ein, der sich nicht recht zu reden getraute. Er stammelte noch immer wieder: „Ich wollte hier nur spielen... Futter für Kaninchen wollte ich sammeln. Sie stieß mich den Damm hinunter. Hinunter stieß sie mich.“

Arbeiter breiteten eine Leinwand über Rilkas Körper. Man mußte sie so liegen lassen, bis Karabimieri dagewesen waren.

Alle nahmen auf einmal die Mützen ab. Die Lokomotive heulte noch immer. Mehr ein düstres, leises Gwimmern, lang und anhaltend. Im Keßel brümmerte der Dampf den traurigen Lakt. Das war der richtige Keßel, die richtigen Schlafloskochen hinter Rilka Leben, hinter dem Viechen von Menschenlieb' und Menschen-treu'.

Ja richtig! Die Oeanina heulte auch und hielt den grettenen Knaben fest an der Hand.



Die Geschwister

H. Thoma f



Die Insel

Adolf Jutz-München

DER VERGESSENE

VON J. JOE HEYDECKER

Big Thomas war Millionär. Er hatte weder als Schuhmacher, noch als Zeitungsjunge mit seinem Ausflügeln begonnen, sondern hatte durch einen gemalen Geschäftstreich das erreicht, was er heute war. Seinen eigentlichen Namen kannte niemand und das Pseudonym, unter dem er der Öffentlichkeit bekannt war, hatte er einem phantasiebegabten Reporter zu verdanken. Nur die Bezeichnung „Big“ war bei ihm vollkommen am Platze.

„Big“ nannte man ihn deshalb, weil er eine Fabrik besaß, eine Fabrik, so groß wie eine Stadt, eine Fabrik, in der Tag und Nacht gearbeitet wurde und in der man die berühmten Rhodingleampen herstellte, die Rhodingleampen, ohne die kein Mensch mehr leben konnte, elektrisch leuchtende Glasröhren mit geheimnisvollen Mechanismen.

Das Wunderbare dieser Rhodingleampen war es, daß sie sich die Tatsache zunutze machten, daß überall auf der Erde die Luft mit Elektrizität angefüllt ist. Die Rhodingleampen fingen also ihren Strom mittels einer kleinen Antenne, die in ihrem Inneren eingebaut waren, aus der Luft auf und brannten daher unabhängig von Elektrizitätswerk und Leitungsdrähten. Sie brannten stundenlang, ununterbrochen, kostenlos und strahlend hell, stets die elektrischen Energien der Atmosphäre ausnützend, jene naturgegebenen Elektrizität, die umsonst war, wie die Luft, da sie weder verstaatlicht, noch versteuert werden konnte. Überall brannte sie: im Flugzeug, in der Bahn, auf der Wanderschaft, in Salons, im Urrwald, im Polarkreis.

Big Thomas war der alleinige und allgewaltige Besitzer der Rhodingleampen-Fabriken. Mil-

lionen Plakate verkündeten aller Welt die Vorteile der Rhodingleampen, Hauswände waren mit Niesenbuschstaben bemalt, Lichterketten wanderten über die Dächer, Scheinwerfer und Flugzeuge schreiben es Tag und Nacht an den Himmel. An den Seiten der Landstraßen tauchten immer wieder die Tafeln auf:

„Autos 35 Kilometer! Rhodingleampen auch für Fahrzeuge!“

„Elektrisches Licht umsonst? Ja — mit Rhodingleampen!“

„Rhodingleampen in jedes Haus!“

„Licht ist Leben! Aus Rhodingleampen ist es mehr als Leben!“

„Rhodingleampen brechen drabts und kostenslos!“

„Sie haben die Wahl: Stromrechnung oder Rhodingleampe!“

Die Elektrizitätswerke standen vor dem Zusammenbruch.

Hunderttausende von Eisenratten fuhren ununterbrochen Tausende von Rhodingleampen aus der Fabrik zu den Großverkaufsstellen, zum Bahnhof, zum Hafen, zum Flugplatz. Von hier aus wanderte die Frucht in die ganze Welt, von den Großstädten bis ins kleinste Dorf, bis in dunkle Erdteile auf den Booten der Händler, die auf den Flüssen Afrikas ihr Gewerbe treiben. Tausende von Vertretern bereiften den ganzen Erdball, drangen überall hin, gingen von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung, von Mensch zu Mensch und überall verkauften sie Rhodingleampen, elektrische Lampen ohne Stromverbrauch!

Big Thomas erntete die Früchte, die das Geschäft jeden Tag einbrachte. Nach kurzer Zeit

war er Multimillionär. Und jeden Tag wuchs das Vermögen, wurde größer und größer, so lange Rhodingleampen gekauft wurden. Er besaß für seinen Privatbedarf eine ungezählte Auswahl eleganter Autos, seine Lustreisen führte er in einem Colonflugzeug aus; auf Erden fuhr er in einem eigenen Luftzug; zur See bediente er sich einer fashionablen Yacht, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte und auf der er sich meistens in Begleitung vieler Gäste nach der Südseeinseln begab, die er gekauft hatte. Sein Leib wurde durch vier Detektive bewacht. Zur Abwechslung Reporter und Zeitungsphotographen hatte er einen Doppelgänger engagiert, der ihm aufs Haar gleich und nichts weiter zu tun hatte, als sich an Big Thomas' Stelle photographieren und interviewen zu lassen. Sein Geist bediente sich zweier Sekretäre, die schneller stenographieren konnten, als irgend jemand zu sprechen vermag und die die Aufgabe hatten, zu schreiben, zu telefonieren oder Privatbriefe vorzulegen.

Big Thomas trieb Sport, engagierte dafür die besten Trainer, veranstaltete herrliche Feste mit bengalischer Beleuchtung und Tanzmusik, lud Hunderte von Freunden und Bekannten ein, machte Vergnügungstouren, flog spazieren und jagte Holzstücke, um jung und rüstig zu bleiben. Seine Tagesarbeit bestand darin, sich ein paar phonographisch aufgenommene Beifpie vorspielen zu lassen und zu beantworten oder sich darüber zu ärgern, daß „wieder einmal die ganze Arbeit auf seinen Schultern ruhe“. Warum sollte er auch etwas anderes tun?

Wozu hatte er die Zehntausende von Angestellten, die bezahlt wurden, wozu das Heer der Manager, Reklamefachleute, Buchhaltungsgenie und Fabrikarbeiter?

In einem raffinen SSS-130-HP-Wagen, dessen Karosserie sein Privatarchitekt entworfen und dessen Hupe Paul Whiteman, der Jazzkönig, abgestimmt hatte, fuhr der Millionär auf sein Landgut, die zwanzig Autos seiner Gäste im Gefolge, die er eingeladen hatte.

Big Thomas' Landbesitz lag nahe am Meer. Palmen umschloßen das Gut, exotische Vögel tummelten sich in ihren Wipfeln, sandige Wege führten durch das künstliche Paradies südländischen Pflanzenwuchses. Vom Meer wehte lauer Wind herüber. An der Küste lagen kleine Motorboote, die den eingeladenen Fremden zur Verfügung standen. Das Landhaus selbst, wie der eine Gipfelfestung des Privatarchitekten, war mit allem edelklugen Komfort und Luxus ausgestattet.

Aus der Küche kam Mokka. Die Gäste waren da, ihre Autos parkten in der unterirdischen Garage des Hauses. Auf der Terrasse, von wo aus man die Palmen und das Meer überblicken konnte, waren niedere Tische und

bequeme Stühle aufgestellt. Die Gäste ließen sich nieder und drei Negre hupften emsig mit Mokka und Gebäck, Eis und Früchten hin und her. Big Thomas saß mit einem Privatsekretär, einem seiner Detektive und Miß Evelyn Bird an einem Tische. Man unterhielt sich über gleichgültige Dinge. Später kam eine Kapelle mit verzogenen Instrumenten und ungläublichen Rhodinos; die Gäste wurden förmlich von ihren Beinen zum Tanzen gezwungen.

Big Thomas tanzte nicht, denn er behauptete, es mache ihn alt, er aber wollte jung bleiben.

Miß Bird fragte, — während die Kapelle spielte — wobei sie sich mehr als nötig zu Big Thomas neigte:

„Sagen Sie Thomas, wann haben Sie eigentlich die fabelhafte Erfindung der Rhodinglampe gemacht, der Sie Ihre Verdienste verdanken?“

„Wenn mich ein Reporter danach fragen würde“, sagte Big Thomas langsam, „würde ich ihn rauswerfen, aber Ihnen will ich es sagen: nie.“

„Nie?“

Und bevor Miß Bird noch weitere Fragen

stellen konnte, stand Big Thomas auf und tanzte, obwohl das gegen sein Prinzip ging. Als er sich wieder an den Tisch setzte, war Miß Bird von seinem Privatsekretär bereits in ein interessantes Gespräch verwickelt worden, so daß sie sich nicht mehr daran dachte, ihn weiter zu befragen.

Langsam nach Mitternacht löste sich die Gesellschaft wieder auf. Die Autos kamen aus der Garage gefahren, man saß ein, bedante sich nochmals süchtig und dann verschwanden die roten Schlußlichter der Wagen im Dunkel der Nacht. Big Thomas blieb in aller Eile noch ein neues Blatt vorgelegt:

„Wer ohne Rhodinglampe lebt, paßt nicht in die Neuzeit!“

„Überschnitt!“, sagte er gelangweilt. Morgen würde es überall zu lesen sein und neue Millionen einbringen.

Im Armenviertel der Riesenhadt gab es auch schon Rhodinglampen, denn die Vertreter von Big Thomas überjagen keinen Winkel. Vertreter Nr. 12 vom Stadtbezirk 24 (25% Provision und 1000 Dollar Fixum) stieg langsam die ätzende dunkle Treppe des alten wasserschlängigen Hauses empor. Oben mußte er klopfen, denn Klingeln gab es hier keine.

Ein alter Mann öffnete ihm. Es war ein gauner verdorrter Greis, dessen Backenknochen hart über den eingesunkenen Wangen hervorstachen. Nur in den Augen des Greises brannte noch ein eigenartliches Feuer, das von einstiger Energie zeugte. Vertreter Nr. 12 vom Stadtbezirk 24 packte die Lampe aus, stellte sie auf den Tisch und ließ sie brennen. Er erklärte dem Alten die Vorteile der Lampe, daß sie nur die einmalige Anschaffung koste, da sie ewig und unkonsumiert brannte, daß sie überall brannte usw.

„Und sie haben noch keine Rhodinglampe?“ fragte er den Greis.

„Wie Sie sehen: nein.“

„Dann kaufen Sie eine, rote ich Ihnen! Die Statistik zeigt, daß jeder Mensch durchschnittlich während seines ganzen Lebens etwa 57 000 Dollar für Stromrechnungen bezahlt. Beim Gebrauch der Rhodinglampe, die ja nur die einmalige Anschaffung kostet, könnte also jeder Mensch 56 980 Dollar ersparen.“

„Die Lampe kostet also 20 Dollar?“ fragte der Alte.

„Ja.“

„Ich habe keine 20 Dollar.“

„Sie haben keine 20 Dollar?“

„Ich habe nicht einmal einen Dollar.“

„Ist das möglich? Ein Mann, der nicht einmal einen Dollar besitzt?“ rief Vertreter Nr. 12 (25% Provision und 1000 Dollar Fixum) erstaunt. „Haben Sie keine Ersparnisse? Haben Sie im Leben nichts gearbeitet?“

„Doch, ich habe gearbeitet“, sagte der Greis.

„Was haben Sie gearbeitet?“ fragte Vertreter Nr. 12 sattnlos.

„Ich habe die Rhodinglampe erfunden.“



Am Fenster

Rudolf Kriesch

Der Bürger von Russo

Dies ist eine wahre Geschichte aus unseren Tagen, die wieder zeigt, daß auch die Schlangen hereinfallen. Der Gemeinderat von Russo hat wohl kann an die Folgen gedacht, die ihm entstehen, als er Hunderte Bürger-Urkunden an Ausländer verkaufte.

Wenn man ein paar Stunden die schöne Straße von Locarno Italien zuwandert, liegt plötzlich das entzückende malerische Russo vor einem, ein schönstes Juwel des Tessins.

Die Geschäftstüchtigkeit und der materielle Sinn dieser biederen Schweizer hat ihnen schon oft unangenehme Folgen gebracht; so auch den lieben Russen.

Sie dachten wunder wie schlau sie seien, und was das Geld bringen würde.

So konnte also jeder, der einen tüchtigen Bogen Geld dafür ausgab, und selbst wenn er auf dem Monde lebte, Bürger von Russo werden.

Tatsächlich, das Geld in der Gemeindekasse mehrte sich, man wußte schon gar nicht mehr wohin mit dem Geld.

Gewiss waren damals schon im Rat einige Mißmacher, die zu bedenken gaben: was aber dann, wenn diese Bürger plötzlich arm würden und der Gemeinde zur Last fielen? „I wo“, schrien die meisten, „wir verkaufen das Bürgerrecht eben nur an die ganz Reichen, unter 3000 Franken überhaupt nicht.“

Und Russo bekam so viel Geld, daß es von allen Nachbargemeinden sehr beneidet wurde, um so mehr, als sich niemand den Grund erklären konnte.

Nur hier und da raste ein flotter Wagen die prächtige Gebirgsstraße hinauf, hielt vor dem schönen, alten, bogengeschmückten Gemeindefeuerhaus und den meistens belebten, behovnenbrillen Inhaber wurde vom Herrn Bürgermeister die Hand gedrückt. — Der Motor rasselte, die Hupe hupte und der neue Bürger von Russo war auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Die Russen lachten sich ins Häuschen: erstens über die Schlausheit, zweitens über den Bogen Geld.

So ging dies ein paar Jahre, man verkaufte flott und teuer Bürgerrechte, aber hatte dafür nicht das geringste zu geben, als ein Blättchen Papier. —

Eines Abends rückte am Marktplatz ein verlottertes Wägelchen an, mit Mann, Frau und acht Kindern, — alles wuschelnden Hagemern. — Sie sammelten sich Holz, machten sich ein Feuer, brieten ein paar Hühndchen, die sie ganz, ganz bekümmert gekauft hatten.

Die Bürger waren so erschaut, daß sie lediglich nur vor lauter Entsetzen momentan gar nichts unternehmen konnten.

Das war noch nie da! In diesem soliden, höchst anständigen, eckbaren Stadthaus und noch dazu mitten am Marktplatz so ein Gesindel!

Na, einen Tag wollte man noch ein Auge zudrücken, aber dann hinaus mit dieser verflohlenen Bande.

Es vergangen ein paar Tage und geschah nichts, als daß Hühner, Gänse, Löpfe nebst einem Schwein aus Russo verschwanden.

Und so setzte sich also nun die hochblöbliche Polizei in Bewegung und forderte den Herren Hagemer auf, möglichst sofort mit seiner werten Familie das schöne Stadtbild nicht mehr länger zu verunzieren.

Der Hagemer schüttelte sein edles Haupt, der Polvisch redete, schimpfte, — der Hagemer schüttelte bloß, es vergangen Stunden mit Schimpfen und Schütteln, bis es der wackeren Polizei zu dumm wurde und sie telephonierte dem benachbarten Kollegen. Vereint wollten sie diesen elenden Fremdling hinausbefördern.

So stand also das ganze Dorf um den zigeunerlichen Palast, die Polizisten wollten eben selbst den Wagen aus dem Stadtbild befördern, als der Hagemer ein Blättchen Papier aus seiner rüchewärtigen Hosentasche förderte und mit trübender Stimme hauchte: „Schämt euch, so behandelst ihr einen Bürger eurer Stadt, der sich von ganzem Herzen nach euch geseht hat; unter Mühen, Beschwerden und barker Not komme ich zu euch voll Liebe zu meiner einzigen Vaterstadt —, bevor



Der Maler Schäfer-Ast

E. Wilke

ich sterbe, wollte ich noch meine Heimat und meine geliebten Mitbürger kennenlernen. Aus weiter Ferne komme ich zu euch, und ihr — wie einen reidigen Hund behandelt ihr mich...“

Man schämte vor Wut über die eigene Dummheit.

Was blieb auch übrig, um den elenden Kerl wieder loszuwerden: Einzig und allein, ihm das Bürgerrecht wieder abzukufen. Und die Mißmacher von damals jubelten, sie hatten es ja getroust, daß es so kommen würde.

Aber der schwarze Hagemer schüttelte weiter: „Ob man ihn für so niedrig halte, daß er seine Heimat verkaufe, nein! Hier gedente er seine alten Tage zu beenden, im Kreise seiner lieben Mitbürger...“

Man war verzweifelt.

Und bot ihm sogar das Doppelte der Bürgertrage, und als auch das nicht zog, bat man ihn händringend, doch das Zehnfache allergnädigst annehmen zu wollen.

Nur mit Tränen in den Augen entschloß sich endlich der schwarze Hagemer.

„Aber“, seufzte er, „mit blutet das Herz, meine geliebte Heimat wieder verlassen zu müssen.“

So kam es, daß die Russen einen ihrer anhänglichsten Bürger verloren, schweren Hergens zwar, weil sie soviel zahlen mußten, aber doch frohen Sinnes, daß sie ihn endlich losgeworden.

Der Göttliche

Ein Burgschauspieler versprach sich eines Tages auf der Bühne. Bevor den Faden. Für eine Minute. Dann war alles wieder in Dedung. Während der Pause sah er ganz gebrochen in der Geduerde.

Man versuchte ihn zu trösten:

„Kein Mensch hat etwas gemerkt!“

Der Burgschauspieler seufzte:

„Daß mich das passieren kann! Mein Gott, das beweist doch, daß ich auch nur ein Mensch bin!“



Das Schiff des Lebens

Anton Leidl

Der Schiffsmann

Von Georg Schwarz

Kennst, Schiffer, du nicht den Klabautermann?
Wer ihm begegnet, steuert Sturmwind an.

Bald werden Wogen stürzen, Berg an Berg;
Es knarrt die Rah', es knirscht das Takelwerk.

Die Segel nimmt es dir wie Wäsche hoch,
Die Flatterfahnen, wen'ger Tuch als Loch.

Bald hörst du nur noch laut: „Gott helfe mir!“
Es jammern Schiffsleut sehr und Passagier.

Da spült der Wellen frochste dir zuletzt
Den Tod auf's Schiff, der rasch ein Ende setzt.

Mit Knochenarm hält er den Mast umfaßt,
Und knickt ihn ab, wie Finger einen Ast.

Ein Krach und Schlag! Hilflos liegt Schiff und Mann.
Der Tod ist Schiffsherr, der befehlen kann.

Der steuert nun dein Schiff zum ewigen Port
Es gleitet still – da fällt kein lautes Wort.

Im Lande wüegst die Pest. Reitet den mageren Klepper, daß er löbht.

Es ist Herbst. Die kühle Nacht liegt schwer auf dem Feldern, hemmt den Atem der Wälder, hüllt in dicken Nebel das Moos, im Dorfe sieht ein Haus nicht das andere . . .

Wo ist das fremdliche Licht des Mondes, wo der belebende Wind geliebt?

Beim Kichenweier in Eching ist Tanz, Entsetz! Er dauert schon seit Mittag und ist doch bald Mitternacht.

Die Epitaphien der Priester, die Wappen der Herrschaft auf dem Freishof löbet die Musik, löbet die Wappene bei dem Wirt, der Krieg ging an ihnen vorbei, die Soldaten haben ihnen nichts getan . . . jetzt bei der Nacht plärrern einen die Bauern die Ohren voll, kaum daß man noch vom Lärme die Glocke hört, wenn sie schlägt.

Außen am Dorfe, unter einem großen Birnbaum, duckt sich das Zollhaus. Aus seinen Fenstern funkelt noch Licht. Warm sieht es sich die Kappe in den Nacken, raucht gemütlich in den Himmel.

Da bläht wieder die Musik, man hört sie bis daher . . . trü ä trü, trü rü trü . . . trü rü . . .

In der Küche vom Zollmann brennt auf dem Herde das Feuer, zeitig sein Gesicht durch das Fenster, sucht und findet im Kamine den Abzug, fällt den Raum mit Wärme und Licht.

Die Geißle ist an den Herd gestellt. Auf ihr liegt das Zollweib. Sie ist krank. Schon seit drei Tagen. Und niemand solls, niemand darfs wissen!

Am Boden, auf einem Strohsack, liegt ihr Kind.

Vor ein paar Tagen war der Zollmann in Greiffenberg, den Zoll abliefern, heutig ging er über See, beim Fischer ist Sie krank, er wußte es, aber es ist seine Schwester . . .

Vom Wirt her dudelt der Saß . . . m ba ba . . . m ba ba . . . m . . . ba . . .

Der Zollmann ist jung, erst drei Jahre verheiratet, war so lang im Krieg . . . m ba ba, m ba ba, m . . .

Seine Frau scheint auch zuzuhören, sie liegt auf einmal ganz ruhig.

Da wird das Kind wach, säugt an zu weinen, der Zollmann hebt's hoch, läßt's die Brust hören, schaukelt es auf dem Arm . . . trü, rü, trü, trütrütrü . . . Da dreht sich der Zollmann, das Kind berzt den Vater, greift mit den Händen nach seinen Haaren, die im Feuer leuchten . . . trütrütrütrü . . .

Der Zollmann reißt das Fenster auf, dreht sich wie ein Wilder, schaut das Kind in die Höhe . . .

Am Herde lodert das Feuer. Auf einmal heizt dem Zollmann der Rauch die Augen. Muß ein nasses Scheit drunter sein! Er wiegt sich zum Herde, sucht, findet das rauchende Scheit, taucht es in den Wasserfisch daneben. Wie das aufspritzt, und jetzt stinkt, er schaut sein Weib an . . . die ist ganz rubig, in ihren Augen leuchtet und spiegelt die Blut . . . so rubig . . . da macht ihn das Kind auf dem Arm naß . . . er wills zu seiner Frau legen, wie die sich anfängt. Er tupft sie . . . der Lupsen bleibt drinn . . . es bleibt die Dulle . . . jetzt acht das Fleisch wieder hoch . . . trütrü trü, trü, trü rü trü . . . das Kind säugt zu weinen an . . . der nasse Arm streift, vom Fenster rein weht feucht die Luft . . .

Da kommt es dem Zollmann, seine Alte ist tot! Sein Weib ist tot! Die Pest, er hat sie heimgebracht!

Er setzt das Kind auf den Boden, von sich weg, er hat die Pest gebracht, er muß weg, er muß ihr davon . . .

Am Boden atmet das Kind ein Loch in den Lehm, weckt aus dem Schlafe einen Käfer, will ihn fangen, merkt nicht, daß der Vater davonläuft . . .

Die Musik holt ihn zum Wirt, den Zollmann, wie sie tanzen, wie der Barck bläst und der Polbeser hat den Caß drückt . . . wie die sich alle drehen . . . der Rumpfschuster hat die dicke Schuhbohm an Arm, der Gori tanzt mit der Schulerin, d'Wolfin hebt ihren Mann rum,

die alt Mesmerhanfin hat ihren Knecht am Janter, der Müller dreht's Stoffweck, der Weber d' Hammerzschmiedin . . .

Dreh' di' Duff' Schußpapier,
g'ump'di' Wä'n tanz mit mir . . .

Anner, der Jöllma! Bistst du es do! Geah gei je zu mir! D' Lumperein schreit her . . . d' Lumperein! Und wie die heut beinander ist! Jhren Eteden hat s' mir a so in der Hand! Geht wie a Junge . . . nimmt an Zollmann bei der Hand, bis der lang schaut dreht sie sich mit ihm.

Dreh di' rum, dreh di' rum,
dreh di' um dein Kan'z rum . . .

Der Weber übergibt sich. Auf der Hammerzschmiedin ihrem Kettel hängt's Kraut, hängen die Fleischbrocken . . . no Dreßbü! Die zwei tanzen weiter . . .

Als ob sie's ihn nachmachen wollt, Kapplein löst auch, trü rü trü, trü rü trü . . .

Da kommen noch die Greiffenberger, gestielet und gespornet, die ganze Schloßwache, suchen, finden gleich die jüngsten Weiber, drehen sich, tanzen daß der Boden durchschlägt . . .

Dem Zollmann sein Weider ist auch darunter: „Ah, Rasl, was machst dei' Alte?“

Der Zollmann will weiter tanzen. Kalsosie drückt ihn an sich. Mei' Alte! Mei' Alte! Der Zollmann hat schon a bißl viel trinken, mi' Alte, da ist sie! Er reißt lachend auf d' Cosie! Hebt sie in d' Höhe, muß aber wieder runter lassen, schnell runter, hebt sich ein in ihr, kann sich nicht drehen, es drückt ihn, es wiegert ihn . . . trü rü trü, trü rü trü . . . Kalsosie steht da und schaut, da nimmt sie schon der Schloßkasper, will weiter damit, aber der Zollmann hat sie am Rock, läßt's nimmer aus. „Wuffst Mannsbild!“ Der Stiefel des Raspara will ihn wegstößen, aber der laßt nicht aus, der Zollmann hebt sich ein . . .

Trü, rü, trü, trü rü trü . . . was ist denn dies, d' s'uffiger Jonas, der Schloßkasper will die Hand los, auf machen . . .

Da fällt der Zollmann strecker Längs hin . . .

Tot, tot, tot, m ba ba . . . tot tot tot . . . m ba ba . . .

Jeder weiß es, kein Mensch will's glauben, hinten auf dem Bierfaß neben dem Wirt sitzt die Pest. Orinft, hat ein Zwerschack um aus dem schon die Wilmes, die heut drankommen, rauschauen . . . Sie hat vom Weber die Kappe auf, stellt die Kaffanfeder in die Höhe, vom Schloßkasper hat sie die Cretsel an, kugelt mit den Sporen das Bierfaß . . . ihre düren Finger machen dem Duddelackbläser nach, bewegen sich als ob sie Böcher auf, Böcher zuhalten müßten und haben doch nichts in der Hand . . .

Gei gei . . . wer hat jetzt bei der Nacht Kirche aufgemacht! Wer zieht an der Glocke . . . gei gei gei . . .

Aus dem Wirtshaus treibt es die Leute. Im Anzer stehen sie zusammen. Kein Mensch traut sich heim. Kein Mensch will heim, weiß was er mitbringen! Wer da nur läutet . . . da verstimmt die Glocke. Die Kirchtür öffnet sich . . . über den Freishof geht die Mesmerhanfensden . . . geht die Freishofstasfen runter, ums Eck, in's Mesmerhanfens Haus nei . . .

Beim Müller fahet ein Mistkarren aus der Stalltür . . . dies war so Gebetläuten, ist es denn schon in der Früh?

Die Männer stehen den Hut, die Kappe . . . die Soldaten lösen die Riemen der Hauben . . .

Muttergottes bitte für uns arme Sünde . . .

Alle sind müetern . . . der Schloßkasper meint man soll den Zollmann heimtanzen, seiner Frau geht er doch ab . . .

Aber er kann nicht ausreden . . . es zukt ihn so . . . er muß a bißl hinfliehen . . . da laufen schon alle davon . . . der Schloßkasper steht nimmer auf!

Der Kirchenvirt traut sich den Jollmann nicht anrühren. Wie leicht erbt man jowas... Man sieht's ja! Aber er liegt in seiner Etubel! „Geh, Knecht, nimmi ihn und traag ihn naus, fahr ihn ins Jollhaus!“ Der Knecht nimmt den Jollmann auf d'Achsel: „jo ertrag traag sich schwer, er laßt sich aus, seine Hände hängen hinten fast bis zum Boden, isch gut, daß noch nicht ganz Tag is!“

Beim Jollmann geht der Knecht in die Küche, will den Toten hinglegen und dann 's Jollweib aufwecken... Aber was sieht er da! Auf der Weische liegt 's Jollweib und isch auch tot! Neben ihr schläft ihr Kind.

Der Knecht legt den Toten auf die Erde, nimmt vorsichtig das schlafende Kind, legt es erst auf den Boden, schiebt jetzt die Leiche auf der Weische zurück und legt nun den Toten neben seine Frau.

Auf dem Arm das Kind will er zum Wirt zurück. Da liegt vor dem Wirtshaus schon sein Paß Kleder und der Wirt winkt aus dem Fenster, scheidt ihm zu, er soll im Jollhäus bleiben bis alles vorbei ist... Der Knecht versteht nicht recht, der Wirt redet mit den Händen, gestikulierend, neigt sich zum Fenster raus, neigt sich wer und bleibt hängen...

Wie abgedrohen hängt der tote Kirchenvirt im Fensterkreuz... Halb drinn und halb drauß, so hat sie ihn erwischt...

„Gai gri gri, ... es läutet Schiedum für'n Jollmann und für'n Jollweib... für'n Schloßkapar und auch gri für'n Wirt... gai gri gri, wie die Glocke schelbert...“

Der Tod geht um...
die Pest isch sein Gejelle,
ob a'rod' ob krumm...
sie isch auf jeder Schwelle!

Et in carnisu est... der Pfarret sinkt in die Knie... am Altare beennen die Kerzen, an der Lumba leuchten sie... der heilige Rochus hält sein wundes Knie zur Verehrung bereit, die Barbara zeigt das



Krad, auf das sie einst' geflochten... die Kirche isch voller Leute, vier tote auf einmal ins Grab... et spiritui sancti, ex Maria virgini...

Vom Chöre tönt Musik, Ohren singen in den Morgen, Brautjchen dämpfen die Freude, da setzt die Musik aus, wartet auf Antwort des Priesters, er finet immer noch... ex Maria virgini... Vom Korpel schuster, der Lukas ministriert... „Was hat denn der Pfarret?“ Er soll doch weiter machen... jo ruhig wie der dakniert... in der Kirche die Ruhe... poßt gar nicht zum Hebamme...

Auf dem Altar isch die Pest, hat den schönsten Rauchmantel an, taucht die Finger in den Kelch in dem das Blut des Heilandes werden soll... und lacht ganz kalt in der Kirche...

Der Lukas traut sich die Etlegen zum Pfarret hinaufgehen... den Geislichen anjassen... doch da fällt ihm dieser schon, rüdlings, in die Arme, stoßt den Tuben die Staffeln herunter...

Dieses Hochamt wurde nie fertig gelesen...
Freisch wie ein Adler düstet der Freischhof in Eching...
Boller Kalk sind Etzagen und Wege, nach Echig ziehen die Häuser.
Im Anger, hochaufgesehen, ein Kreuz, isch nicht eine Stunde allein; jammernd knien die Echinger darunter...

Der Herbst wird später, mit Pödel und Keil macht der Lotengräber die Lecher in die Erde... schon der dritte Lotengräber seit dem Tode vom Jollweib!

Und immer noch treibt die Pest ihr Spiel...
Es sieht kein Ende her, die Kirche wird leer, das Kreuz am Anger steht einjam... niemand mehr traut sich aus den Häusern...

Auf dem Freischhof die Epitaphien der Priester, die Wappen der Herrschaft sind allein, haben Ruhe, nicht nur bei Nacht... tagaus tagin kein Mensch isch zu sehen, selbst die Toten bleiben jetzt aus...

Der Bäck hakt die Seelenzöpf. Kein Mensch holt sich einen. Die Zöpf werden alt, werden wertlos... er will er muß sie verkaufen...

Wacum isch wie früher! Geh halt zum Damit! meint Bäckin...
Die Bäckin reicht ihrem Mann die Körb voller Zöpf... er nimmt sich ein Herz, in aller Freisch, ganz wie früher, ganz ala ob gar nichts war, geht er los...

Beim Bobbensbauer fangt er an: „Seelenzöpf!“
Dann beim Maire: „Seelenzöpf!“
Eger beim Kappler: „Seelenzöpf!“
Bis naus zum Schneider: „Seelenzöpf!“
Nun über'n Cailer zum Müller: „Seelenzöpf!“
Im Pfarthof: „Seelenzöpf!“
Im ganzen Dorf: „Seelenzöpf!“

Jeder schaut zurest verschlossen drein, denkt an nix, kauft, erst beim Eger: „Jassas... aber die schönen Zöpf glänzen wie Zucker, riechen wie Honig... schmecken wie... wie... Seelenzöpf...“

Am Nachmittag laßt d'Wittin zum Lanz einfragen... am andern Tag gibt der neue Herr Pfarret bekannt, d'Meis' sei wie immer, um sieben...

Auf dem Freischhof wird die Erde wieder fest... beim Kirchenvirt drehen sich die Paare und in der Kirche loben sie den Herrn, ob seiner Güte...

Herbst in der Ramsau

Der wunde Schrei, der sich dem Hirsch entringt, wenn ihn des Oegners stark're Wehre zwingt, des Urbahns herbes Balgen durch den Wald, das so gedämpft und liebevollend hallt...
sieh, Blatt und Blüte, und der stumme Etauch, sie hüllen sich in weichen Nebelrauch, und aus dem Wassern ringt ein dumpf' Geläut: ein schweres Sterben ward dem Tage heut!
Die ersten Leuchten, die der Dämmer schenkt, sind durch das Blau, das klar, hart gestreut, und — wie der Wind im toten Raube wühlt — befällt mich plötzlich diese ganze Zeit, die auf der Erde stillsten Ealten spielt.

DAS LEBENS-BILD EINES SCHOTTEN

Am Ende einer durch Jahrhunderte gehenden Generationenreihe steht als der ausgeprägteste Vertreter der schottischen Nationaltugenden Johnny Casen. Er ist ein Muster an Sparfamkeit, Schlagfertigkeit und Eschlaubeit. Als die über ihn und seine Landesteile erfundenen Witze nicht mehr gut genug waren, machte er selbst welche, und zwar so gute, daß er an Stelle einer Entsetzungskate einfach seine eigenen Witze las und sich dann so viel Zeit vom Beibe herunterlachte, daß alle russischen und rheinischen Bäder schließen konnten.

Johnny Casen wurde in Schottlands drittgrößter Hauptstadt, in Aberdeen, geboren. Schon als Kind zeigte er seine Liebe zum Geld und zur Sparfamkeit. Einmal, als junger Penanaler, kam Johnny mittags strahlend und glücklich nach Hause. Stolz erzählte er dem Vater, daß er zwei Pence gespart habe, weil er den ganzen Weg hinter der Straßenbahn hergelaufen sei. Der Vater aber brummte kopfschüttelnd: „Warum bist du nicht hinter einen Taxi hergelaufen? Dann hättest du einen Schilling sparen können!“

Später heiratete Johnny ein reiches Mädchen aus seiner Vaterstadt. Nachdem er mit seiner Gattin bei einem Dußend bekannter Familien zu Abend gegessen hatte, fühlte er die Verpflichtung, ebenfalls einzuladen, und so kam es, daß eines Abends acht Personen als Gäste um den Tisch des Eschimmers versammelt waren. In der Mitte des Tisches prangte eine Dauereiwurst, die Johnny tags zuvor gekauft hatte. Vor jedem Gast stand ein kleiner Teller, daneben lag ein Messer. „Liebe Freunde“, sagte der Hausherr, „diese Wurst hat es in sich. Es ist eine Dauereiwurst, die ich vor zwanzig Jahren in einer Lotterie gewonnen habe. Ja, lächelt nur nicht so ungläubig. Andere haben einen Weinkeller, ich verwahrt mit die Wurst.“ Es war sonderbar, daß plötzlich keiner von den Gästen Appetit hatte, so daß Johnnys Gattin mit freundlicher Geste den Tisch abräumte. Dann sprach man vom Wetter. Und als die Gäste gegangen waren, fragte die Hausfrau, warum er die Wurst nicht genascht habe, als sie sei. „Weil man sie sonst angestrichen hätte“, sagte er. „Und diese Wurst ist doch ein vollendetes Kunstwerk, meine Liebe. Sie besteht nicht aus Fleisch, sondern aus Kellophan und Wolle. Ich hoffe, sie noch lange verwenden zu können.“

Johnny und Jane, die junge Hausfrau, machten auch eine Hochzeitsreise. Johnny war großgütig. Er kaufte für die Reise eine Tafel Schokolade und gab Jane ein Stück davon. Aber Jane wollte noch ein Stückchen. Johnny gab ihr's: „Das ist aber das letzte. Der Rest bleibt für die Kinder.“

Im Hotel angekommen, überlegte Johnny angestrengt, wie er und seine Gattin am Morgen genascht werden könnten, ohne ein Trinkgeld dafür zu opfern. Holt! Kommt ihm eine glänzende Idee: er schickt sich selbst eine uncaufachte Postkarte. Um Punkt 7 Uhr läutet es Sturm: „Hier ist eine Karte für Sie, kostet drei Pence Strafpost!“ verlangt der Brief-



Berliner Fensterputzer

E. Freytag-Berlin

träger. „Da lassen Sie sie sofort zurückgehen“, befiehlt Johnny. „Solche Nachlässigkeit muß man nicht auch noch unterstützen!“

Auf Drängen Janes mußte Johnny die Hochzeitsreise bis nach Deutschland ausdehnen. Sie fuhren mit dem Dampfer nach Hamburg und standen nun nach einer beschwerlichen und stürmischen Überfahrt in Hamburg im Hafen und schauten sich um. Da sahen sie, wie ein Zauber nach seiner Arbeit aus der Tiefe herauskam. Unzufrieden schüttelt Johnny den Kopf: „Daß wir nicht daran geacht haben“, brummt er. „Wie hätten auch rüberlaufen können!“

Johnny, inzwischen reich wie ein indischer Nabob, war nach Jahr und Tag Vater geworden. Als wieder einmal Weihnachten war, ging er auf den Balkon seines Landhauses, einschickte seinen Revolver und gab einen Schuß ab. Jane und den Kindern erzählte er mit trauriger Stimme: „Wie schade, soeben hat sich der Weihnachtsmann erschossen!“

Als Johnny in die Jahre kam, verdor er nach und nach seine Zähne. Schweren Herzens ließ er sich ein Gebiß anfertigen. Wie er die

Rechnung bekam, kriegte er Herzkrämpfe und wurde vor Ärger gallentrank. Drei Wochen später starb er, aber nicht an der Gallentrankheit, sondern an Vitaminmangel. Er hatte sich nämlich, um das Gebiß zu schenken, von jenen Tage ab nur noch mit Milchsuppen und Kattostoffbeie ernährt.

Johnny hinterließ ein beträchtliches Vermögen, in das sich seine zwei Freunde und sein Sohn teilen sollten. Von den Freunden war einer ein Ire und der andere ein Engländer. Jeden der Erben war die Bedingung gestellt, daß er in den Erbgeld des Toten 1000 Pfund legen müsse; denn die Schotten, abergläubische Leute, sind der Meinung, daß man ohne Zehnpfennig in der Ewigkeit nicht leben könne. Am Tage der Vererdigung kam der Engländer und legte 1000 Pfund in den Erbgeld. Darauf fügte der Ire ebenfalls 1000 Pfund in Goldstücken hinzu. Nun nahte sich Namjan, der Sohn. Obenannten Hauptes und sehr traurig schritt er an den Erbgeld, schrieb bedächtigen einen Escheß von über 3000 Pfund aus, legte ihn in die Hand des Toten und nahm das übrige Geld heraus. Sparfamkeit, wie man sieht, ist erblich!

Falsche Kehle

Die neugeborene Wästin legt die Haare, die Zähne ab und verkuft sich: „Jetzt ist mir euwas in die falsche Kehle gekommen!“ meint sie. Erwidert der Gatte tief erschrocken: „Wa—a—a—a—s, die ist ja auch falsch!“

Das Los

Er: „Liebste, willst du dein Los mit mir teilen?“

Sie: „Das kommt darauf an, wie hoch es herankommt!“

Neues Wort

„Müller hat mit seinem Auto schon neun Menschen überfahren!“

„Ja — er ist eben ein motorischer Böjewid!“

Wirtschaft

„Ist denn die junge Frau Dämpfer sehr wirtschaftlich?“

„Und ob! Die steht den ganzen Tag am Kochherd — ihre Nachbarin!“

Wink

Der Vebijunge hat ein Paket abgeliefert und drückt noch an der Lüre heran.

„Gehst noch was?“ fragt der Kunde.

„Doch — — weiter nichts. Nur, wenn mein Chef mich nun fragt, wieviel Einkühd ich bekommen habe, was soll ich ihm dann iagen?“

148 Seiten Großkavat in Leinen gebunden RM. 6.—
In unserem Verlag erschienen soeben:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ARENTEUR ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Götterleben Signys auf Asatris, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Himmerschlacht auf den katalanischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.
Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergezönig Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstentum hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christenlehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.
Der Verfasser hat die für das weitverbreitete Thema fast unvermeidliche Form eisiger Darstellung in Versen nach dem Muster der vietheiligen Dichtung Der Webers über Dreiecksländ gewöhlt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber wecheln, daß Verse holländische in weiten Kreisen als assiguiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des karren Buches gefesselt und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandl oder unmittelbar vom Verlag
G. Hirth Verlag AG. München, Herronstr. 10

Verfehlte Wirkung

Hans berühtet entsehllich, und seine Mutter gibt sich vergebliche Mühe, seine Anspwache zu verbessern.

„Mutta — —“, sagt Hans heute, „der Vater von mein Fremd Jerech hat sich ren dufter Auto jekvoft.“

„Jekvoft? — — Hans — — jekvoft?“

„Na wart denn? — — Denke vilche er hat es jeklaut!“

Kieck mal

Ein Kleiner, oder sehr dicker Herr steht auf der Baage.

„10 kg“, sagt der Gewichtsangehler.

„Kieck mal“, nickt ein kleiner Steppke zu seinem Freund, „kieck mal, der is innen hoch.“

Wer selbst im Glashaus sitzt

Müller hinft und Lebnam stottert.

„Dodu“, sagt Lebnam neulich, „w—w—w—weist du, w—w—w—was du m—machen mußt, d—d—d—daß keiner mecht, d—d—d—daß du hinft?“

„Nee — was n?“

„B—g—ac— immer am Kimmstein, D—d—das kurze Bein oben, u—u—und das lange auf dem D—d—d—dam.“

„Hm!“ — brummt Müller. „Und weist du, was du machen mußt, daß jene mecht, daß du stotterst?“

?????

„Holt's Maul!“

Noch einmal

Der Sperrenliebteit hatte sein neuro Buch vollendet.

„Endlich bin ich fertig. Morgen schreibe ich es ab.“

Meinte Runke:
„Noch einmal?“

Smuggeln
Din

DIE JUNGEN ZEITUNG

Der
„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bilderverfahren aus der „Jugend“ lieren wir 20 St. für 90 Pl., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrstraße 10



Vergößere mit hohege Lumimax



Vom Zwerg zum Riesen
Lumimax
Preisliste
gratis!
Dresden-Jensen

Jede Nummer der „Jugend“ wird

von ca. 1000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

in der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 vergrößerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Viertelzeitschriften. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch die Buchhandl oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herronstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandl oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Plz. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herronstr. 10

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Plz., 60 Plz. und 90 Plz., je nach Größe, zusätzliche Postspesen durch den Kunsthandl mit den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Postspesen) erleichtert die Bestellung.

Zu beziehen durch den Buchhandl oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., München, Herronstr. 10

Lesst den Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereispert-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlsstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: **KREMPELHUBER**

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesunden Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 400 Seiten in Ganzleinen gebunden zu RM. 2.85 zuzüglich 40 Plz. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Zeitschriften lesen heißt Anteil nehmen am Aufbau u. Fortschritt. Drum lest Zeitschriften

LEST DIE „JUGEND“

Laubfrosch balzt

Lied für vierstimmigen Männerchor

Von Fred Endrikat

I.

Ein Laubfrosch sang im Buchenbaum
sein schönstes Liebeshied.
Es klang so schön, man glaubt es kaum,
von Lust und Leid durchglüht.
Von früh bis spät zur Abendzeit
sang er den ganzen Tag;
Wie liegst du fern — wie liegst du weit.
Quak quak — Quak quak — Quak quak. —

II.

Im Wald die Vöglein lauschten all
ob dieser Melodie.
Der Fink und auch die Nachtigall
sie hörten sowas nie.
Der Laubfrosch schluchzt sogar im Traum:
Wo's Liebchen wohnen mag,
sie wohnt im übernächsten Baum.
Quak quak — Quak quak — Quak quak. —

III.

Laut klagte durch den grünen Hain
der wehmutsvolle Sang.
Es flohen all die Mücklein klein,
Der Frosch war liebeskrank.
Da dräute ein Gewitter schwer.
Ein Blitz — ein Donnerschlag.
Der Frosch war still — er balzt nicht mehr.
Quak quak — Quak quak — Quak quak. —

LITERATUR BEI NACHT

Es gibt verschiedene Verufe.

Da geht zum Beispiel in unserer schönen Stadt zu nächster Stunde ein Mann herum, besucht die Gaststätten und verkauft Bücher und Zeitschriften.

Billige, veramschte Eisenbahnliteratur, Kriminalromane und einzelne Nummern längst entzuschummerter Magazine.

„Na“, fragte ich ihn unläufig, „wie gehen die Geschäfte?“

„J bitt' Jhna gar sehr, Herr“, sagte er betümmert, „was soll i Jhna viel dergähl'n, heutzutag, wo ka Mensch mir lesen tuat... 's Anzich, was geh'n tuat, des san de g'wissen Matel'n mit de nackaten Bild'n, net wache jo... Aber de darf i net fähr'n, weil's vaboten san!“

„Aha!“ nickte ich und er zwinkerte mir zu.

„Aber wissen S', i hob scho a bei mir, allerweil hab i etliche!... Nur dertwischen darf i mi net lassen... Gest vor a paar Tag hab i an Anstand g'habt... J kumm in a Wirtsbaus, da fragt mi a älterer Herr, ob i mir B'kannt's net hob und blinzelt mi an... Alsdann, i hab eahin g'ei verstanden, sag ea'm verfohl'n de g'wissen Heiter, er schaut's an, schaut mi an, legatimiert si, daß er a höhereer Funktionär sein tuat, verstengan S', und macht mi aufmerksam, daß i g'straft wir, wamm i solchea Sachen fähr —“

„Na“, sagte ich voll Teilnahme, „und hat er Sie angezeigt?“

„Na, des net, des net“, verzehrte der Literaturnachwächler, „alles was i bei mir g'habt hab, hat er mir abkauft.“ H. K. B.

Idee

Otto hat Gäste. Aber nur Gäste, sonst nichts.

Kein Bier, keinen Braten, keine Zigarren, kein Garnichts.

Als es zehn Uhr schlägt, knurrt den Gästen der Magen gewaltig.

Einer nach dem andern vertutelt sich.

Otto versucht, die lieben Gäste zu halten:

„Machen wie ein Spiel! Spielen wie Verstecken und Suchen!“

Orient ein Gast:

„Das ist eine Idee. Vielleicht finden wir da irgendwo ein Stück kalten Braten.“

Wein

Der Gast kostete den Wein.

Der Gast tobte:

„Da ist ja die Hälfte Wasser!“

Widerte der Wirt:

„Dann trinken Sie doch die andere Hälfte!“

Streit mit Otto

Otto stritt sich mit einem.

Der Andere schrie:

„Sie Gauner! Sie Lump! Sie Verbrecher!“

Otto brauste auf:

„Was fällt Ihnen ein? Wissen Sie denn, wer ich bin?“

Der Andere nickte:

„Freilich, ich habe es Ihnen doch eben gesagt.“

Gäste

Otto ist wieder einmal eingeladen.

Zu einer gutgebratenen Gans.

Dazu gibt es Pfirsche.

„Ich kenne Familien“, merkt Otto, „die zu einer Gans ihren Gästen Wein verschließen!“

Grünzt der Gastgeber:

„Ich kenne auch Gäste, denen ich dazu Wein vorbege.“

Josef Geis



„Verzeihung, wenn ich jetzt einen Brief nach Australien aufgebe, wann kommt der spätestens an?“

„Gestern.“

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für

45 Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:
PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE
VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen.

Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft selbst empfohlen werden muß.

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet.

(Süddeutsche Tageszeitung)
Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten.
(Der Photograph, Nr. 46, 1934)

GERHARD ISERT

RICHTIGES ENTWICKELN

- HANDBUCH DER RICHTIGEN ABENTWICKELUNG
- DIE RICHTIGE ENTWICKELUNG
- IN DER RICHTIGEN ENTWICKELUNG LIEST
- VON GERH. ISERT
- KLARHEIT

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2. NO.



GERHARD ISERT

PAN CHROMATISCHE FOTOGRAFIE

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2. NO.

Die kleine Fotobücherei hat Großformat!
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

MINIATUREN

Pinokel stand zum erstenmal auf einer Bühne. Selbstverständlich saß Pinokels ganze Verwandtschaft im Parkett. Von der Großmutter angefangen bis zum Dienstmädchen von Nachbars. Eogar die Semmelfrau von Pinokel war im Theater. Und gerade sie saß neben Pinokels Mutter.

Pinokel hatte zehn Auftritte.

Pinokel hatte fünf Soloabgänge.

Aber Pinokel hatte kein Wort zu reden.

Denn er war leider nur dritter Page der Königin.

„Sehns“, sagte da die Mutter zur Semmelfrau, „so ist nun mein Junge. Sicher hat er sich heute abend wieder über was geärgert und da ist den ganzen Abend kein Wort aus ihm herauszubringen!“

Wilhelm Kläger, der bekannte Leipziger Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, ließte sich eines Tages folgende originelle Wette:

Anlässlich einer Teilaufführung war ihm die Rolle des Landvogtes Oefler anvertraut. Zur Erläuterung wettete er nun mit einigen Kollegen, daß die Vorstellung heute nicht länger als eine Stunde dauere. Lachend nahm man die Wette an. Die Vorstellung begann.

Schon waren fünfundvierzig Minuten vorüber. Der Vorhang öffnete sich zur Apfelschnezene. Zell erwiderte dem Hut nicht die nötige Reverenz. Da erschien Wilhelm Kläger als Oefler.

Befahl den Apfelschuß vom Haupte des Knaben.

„O Herr, erlaßst mir den Schuß!“, fiel Zell vor dem Landvogt in die Knie.

Und da gewann Kläger seine Wette. Er ging auf Zell zu, lächelte, klopfte ihm auf die Schulter und sagte wohlwollend:
„Na schön, weil ich heute gerade guter Laune bin, sei dir ausnahmsweise einmal der Schuß erlassen. Geh jetzt brav nach Hause und grüße mir deine liebe Frau.“

Der Theaterkritiker des *Matin* begegnete auf einem Ball Colette, deren Stück „Oberi“ er soeben stark verurteilt hatte.

„Ich hoffe, Sie sind mir nicht allzu böse, Colette“, sagte er.

„Ich? Wovor?“

„Ich war ein wenig streng gegen Ihr Stück im heutigen *Matin*.“ Colette lächelte verzwandert:

„Ach? Sie schreiben?“

„Ich veröffentlichte dieser Tage in einem Magazin eine Novelle, in der sich eine Frau eines Staubsaugers bedient“, erzählte Robert Deudonné, „gestern erhalte ich einen Check von fünfshundert Franc von einer Staubsaugerfirma mit Dank für meine Geschichte.“

„Sie haben ihn doch selbstverständlich zurückgeschickt?“

„Selbstverständlich.“

Die Kollegen waren überhäst. Acht Tage später aber gab es in ganz Paris keine Geschichte, keinen Witz, keine Novelle mehr, in der nicht mindestens ein Staubsauger vorkam.

Deudonné lächelte. Und als man ihn misstrauisch fragte:

„Ob die Herren Kollegen wohl auch alle ihren Check zurückschickten?“

Da sagte Deudonné:

„So sicher, wie ich.“

„Was soll das heißen? Haben Sie ihn etwa nicht zurückgeschickt?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ganz einfach. Ich habe gar keinen erhalten.“

Als Anatol France an seinem Roman „Die Götter dürsten“ arbeitete, fragte ihn ein Freund:

„Macht Ihr Roman Fortschritte?“

„Ich komme nicht vorwärts“, bedauerte Anatole France, „da ist plötzlich eine Stelle, wo meine Menschen zu Helden werden. Und da sage ich mir: hier muß ich doch einen Fehler gemacht haben!“



Bild: Erläutet sich einen Ast

Mnemotechnik

„Bist schön, gnä' Frau“, kommt die Stütze, vom Land nach Wien verpflanzt, ins Wohnzimmer, wo Professors der sonnigsten Ruhe pflegen, „wie sahst i denn aladams am nahestn in meiner Lant in de Tabakstraßn?“

„Ganz einfach, Marie“, erklärt die Frau Professor Eichenberger, „zuerst steigen Sie in einen H2-Bagen, dann steigen Sie um in einen O2-Bager... Merken Sie sich nur H2-O —“

Blickt Professor Eichenberger kopfschüttelnd von seiner Lektüre auf und sagt mitleidig verneinend:

„Malvire, wie soll sich diese einfache Person das merken? Rachhaft... Marie, beschwören Sie sich damit nicht den Kopf... Denken Sie nur an Wasser... Zwei Teile Wasserstoff, ein Teil Sauerstoff, und Sie können sich nicht irren... Verstanden?“

H. K. B.

In Güte

„Sie geben also zu, Ihre Frau...“

„Einschuldigen sehe, Herr Richter, i gib gar nie zua... I hab in aller Güte mit ihr g'radt!“

„So — das nennen Sie in aller Güte?“

„Ja... I hab zu ihr g'sagt, sie soll si de blöden G'schichten aus'n Kopf schlag'n!“

„Na — und?“

„Na — und weil ja si gar so viel lang h'jonnen hat, hab i halt de Arbeit auf mi g'nommen!“

Amerika

Mrs. Deedleneede ist eine der ängstlichsten Landplagen.

Und Mr. Deedleneede seufzt unter der Last.

Eines Tages wird Mrs. Deedleneede gerant.

Von Gangstern gerant.

„Nun, Joshua“, fragt Mr. Deedleneede seinen Freund Deedleneede, „was weißt du tun?“

„Abwarten!“

„Abwarten?“

„Yes, die Gangster bieten mir bereits 300 000 Dollar!“

„Bieten? Die? Wie das, Deedleneede?“

„Einfach! Wenn ich sie wieder zurücknehme!“

„Und?“

„Ich hab Zeit!... Unter 300 000 ist das Geschäft nicht zu machen!“

H. K. B.



„Warum bist jetzt du nacha net mitganga, zum Hupfinger seiner Leich.“
„Mei, der kimmt ja zu da mein a net.“

von Gage 1923

Wiener Miniatur

Kommt eines Tages ein Wiener Interviewer, berüchtigt durch seine allzeit bereitwilligen Metrologe und Erinnerungen an große Männer, zu einem weit über die Grenzen Österreichs bekannten Komponisten und zückt den Bleistift.

„Meister, ich komme von der Redaktion meines Blattes —“

„Und was woll'n E' von mir?“ fragt der Meister jovial.

„Wir bringen unter dem Titel „Wie er wurde“ eine allgemein-interessierende Rundfrage... Und da möchte ich —“

„Ein Augenblick!“, saut der Meister, „ein Augenblick, lieber Herr — wie waer der Name?“

Der Interviewer nennt seinen Namen und der Meister schaut ihn unangenehm bedrückt an.

„Jessas na — Et fan's... Eog'n E' mit einmal, wieviel krieg'n E' für so an Artikel von Ihrer Zeitung?“

„Dreißig Schilling!“ sagt der Interviewer überausfist.

„So — so — dreißig Schilling...“, der Meister zieht die Brisiastache, „wissen E' was, da haben E' fud'g und lassen E' mi no a paar Jahr leb'n!“

H. K. B.

Schnappschuß

Zeit kürzester Zeit haben wir in Österreich neue Fünzigagroschenstücke.

Diese Fünzigagroschenstücke sind etwas zu groß angefallen.

Und ähneln infolgedessen den neuen Schillingstücken.

Was natürlich zu unliebsamen Verwechslungen führt.

Sogar die Zeitungen haben sich der Sache schon angenommen und das Publikum raunzt.

Bestern, ich stand auf der Plattform der Elektrischen, war ich Zeuge folgender Unterhaltung: „Was sagen E' zu de neuen Fud'g-agroschenstüdeln?“

„I weiß net, was de Leut allerwel' z' murren hab'n... I kumt mi net beklagen... I do a ganz a schen's Gedl!“

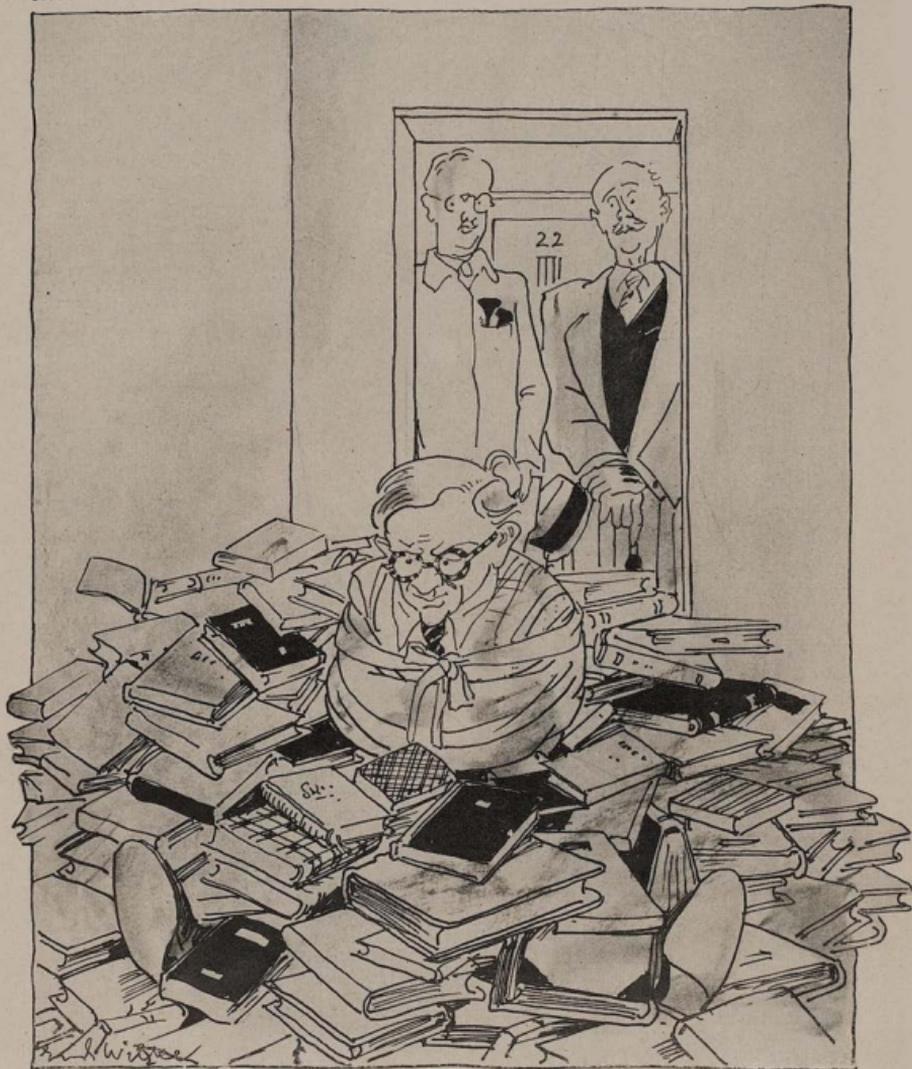
„Gengan E', höe'n E' auf... Do fan E's der erste Mensch, der was z' fruden is damit... Alle schimpfen —“

„Jo — warum soll i denn schimpfen?... Mir g'fall'n si ganz quat, de neuen Fud'g-agroschenstüdeln... So oft i no mit an zähl' hab, hab i an punktl' auf an Schilling aufkers kriegt!“

H. K. B.

Unheilbar!

Erich Wilke



„Dem ist leider nicht mehr zu helfen — der hat Bücher gehamstert.“